

Deutsche Post

Herausgegeben von
den Lodzer Deutschen.

Erscheint wöchentlich einmal, Montags.
Preis jeder Nummer 6 Pfennig.
Zu beziehen durch die Austräger und Straßen-
verkäufer.

Abolf Eichler,
Schriftleiter: Lodz, Evangelicka-Str. Nr. 5,
Sprechst. wochentags von 11—12 Uhr
Geschäftsstelle: Petrikauer-Str. Nr. 17.

Nr. 10.

Montag, den 30. August 1915.

1. Jahrgang.

Die Notwendigkeit deutscher Schulen für die weibliche Jugend!

Ein in der Öffentlichkeit stehender deutscher Mann, dem es ernst um die Erhaltung des deutschen Familienlebens in Lodz ist, schreibt uns:

Mit Freuden lasen gewiß alle Deutschgesinnten den Bericht von der Wiedereröffnung des Deutschen Gymnasiums. Diesen Eindruck haben auf alle die mahnenden Worte des Gymnasialdirektors an die Jugend gemacht: „Nun seid fest in euren Herzen, bleibt euch eures Deutschtums stets bewußt und bleibt ihm treu euer ganzes Leben!“ So groß aber die Freude darüber sein mag, daß wir wenigstens eine Mittelschule in Lodz haben, in welcher in entschiedener Weise für die Erhaltung deutscher Eigenart gesorgt werden soll, so sehr müssen wir es bedauern, daß wir in unserer Industriestadt nicht eine einzige Mittelschule haben, in welcher in ähnlicher Weise die weibliche Jugend unterrichtet wird. Die Polen sind in dieser Beziehung viel glücklicher. Fast alle Mädchenlehranstalten werden in streng polnischem Geiste geleitet. Die Polen haben die hohe Bedeutung der mittleren Mädchenschule für die Erhaltung und Förderung eines gebildeten Polentums klar erkannt und dementsprechend zielbewußt gehandelt. Umso mehr beklagenswert ist es, daß für die deutsche weibliche Jugend aus gebildeten Kreisen nichts getan worden ist. Unsere heranwachsenden Töchter sind gezwungen, Schulen zu besuchen, in denen ein ihrer Eigenart fremder Geist herrscht. Wir haben tatsächlich keine Mädchenschule, in der Worte wie: „Seid eures Deutschtums euch bewußt und bleibt ihm treu“ auch nur denkbar wären.

Die traurigen Früchte dieses großen Mißstandes zeigen sich nur allzu deutlich. Unsere weibliche deutsche Jugend wird dem Deutschtum systematisch entfremdet. Was das bedeutet, wird jeder sich selbst sagen können, wenn er darüber nachdenkt, in welcher hervorragenden Maße das weibliche Geschlecht naturgemäß an der Erziehung unserer Jugend beteiligt ist. Den „Geist“ im Hause bestimmt doch schließlich die Wesensart der Hausfrau. Es muß schon ein sehr starker Mann sein, der es fertig bringt, entgegen dem Willen der Frau, das Familienleben in seinem Geiste zu leiten. Fast die ganze Leitung der Kindererziehung liegt in der Hand der Gattin und Mutter.

Da nun in den hiesigen mittleren Mädchenschulen deutscher Geist nicht gepflegt wurde, so brauchen wir uns nicht zu wundern, daß gerade in den Häusern der gebildeten Familien ein dem Deutschtum gegenüber mindestens gleichgültiger Geist sich bemerkbar zu machen anfing. Die Töchter des Hauses sind ja dementsprechend erzogen und geschult worden. Sich Deutsch zu nennen ist nicht „sein“. Ein deutsches Haus zu führen, das geht nicht gut an: „Was würden denn die andern dazu sagen...“ Und: „wir sind doch in Polen geboren!“ Also Muttersprache ist Nebensache! Wir haben bereits Familien in Lodz, in denen kein deutsches Wort mehr gesprochen wird, trotzdem die Großväter nur die deutsche Sprache beherrschten. In diesen Familien ist es so weit gekommen, daß die Mutter es vermeidet, mit ihrem Kinde deutsch zu sprechen. Man belehrt uns: „Das Kind muß erst eine fremde Sprache erlernen!“ So wird dem Kinde die teure Muttersprache schon in der Jugend entzogen und der Gedanke der Minderwertigkeit der eigenen Sprache gleichsam eingepflanzt. Deutsche Eltern und polnischsprechende kleine Kinder... Wer hätte diese traurigen Zerrbilder in unserem heutigen Familienleben nicht schon oft beobachtet? Darum ist es höchste Zeit, daß für die Erziehung der deutschen weiblichen Jugend etwas Grundlegendes getan wird. Die „Deutsche Post“ brachte die Notiz, daß, aller Voraussicht nach, eine deutsche Töchterchule ins Leben gerufen werden wird. Hoffentlich bleibt es nicht nur bei der Absicht.

Diese Zeilen sollten dazu beitragen, daß die brennende Notwendigkeit der Gründung deutscher Lehraufstellungen für die weibliche Jugend immer mehr erkannt wird und die maßgebenden Kreise unserer Gesellschaft veranlaßt werden, der Schulnot unserer deutschen Töchter nach Möglichkeit abzuhelfen. Wollen wir deutsche Häuser haben, so müssen wir deutsche Töchterchulen gründen, in denen deutsche Sprache und deutsches Wesen nicht etwa nur in herablassender Weise gelehrt, sondern tatkräftig gefördert werden. Währen die deutschen Vertreter in der Schuldeputation diese wichtige Angelegenheit in die Hand nehmen und sie möglichst rasch zu erledigen suchen.

Schafft deutsche Schulen unseren Töchtern! Auch in einer Töchterchule wollen wir bald die Mahnung an unsere weibliche Jugend hören: „Bleibt euch eures Deutschtums bewußt, bleibt ihm treu euer ganzes Leben!“

Selbsthilfe gegen den Lebensmittelpreisanstieg.

Der unter der vorgenannten Überschrift in der letzten Nummer der „Deutschen Post“ veröffentlichte Aufsatz eines Einsenders, der den Gedanken äußerte, durch Gründung einer Einkaufs- und Verbrauchsgenossenschaft dem die wichtigsten Lebensmittel und Bedarfsartikel verteuern den Spekulantentum entgegenzuwirken, hat mehrere Herren und Damen veranlaßt, ihre Zustimmungserklärung bei uns abzugeben und ihre Bereitwilligkeit auszudrücken, an dem gemeinsamen Werk der Lebensmittel- und Bedarfsartikel-

verbilligung mitzuwirken. Wir hatten neben einigen anderen erläuternden Bemerkungen dem Aufsatz hinzugefügt, daß, wenn eine entsprechende Anzahl von Bürgern sich zusammensindet, der erste Schritt zur Verwirklichung des Planes getan, daß es dann Sache einer gemeinsamen Beratung sei, über die vorbereitenden Maßnahmen zu beschließen. Zu dieser privaten Besprechung laden wir hiermit ein. Sie findet am Donnerstag dieser Woche, nachmittags 5 Uhr, im Büro Evangelicka-Str. Nr. 5 statt. Eine besondere Einladung ergeht nicht, es sind als Gäste alle willkommen, die sich für die Angelegenheit interessieren.

Kurze politische Wochenschau.

Deftlicher Kriegsschauplatz: Südöstlich von Wita u, bei Bansk und Schönberg, entwickelten sich Kämpfe, die Russen wurden verwundet und verloren über 2000 Mann an Gefangenen, 2 Geschütze und 9 Maschinengewehre.

Die Truppen des Generalobersten v. Eichhorn sind östlich und südöstlich von Kowno in weiterem Vordringen. Sie brachten im Laufe der Woche gegen 7000 Gefangene ein und erbeuteten eine Anzahl von Maschinengewehren.

Am Vobr wurde die von den Russen geräumte Festung Osowa wie besetzt. Östlich davon wurde der Übergang über den Berezowka-Abchnitt erklämpft. Die Njemenfestung Ditta wurde von den Russen geräumt. Lyko in wurde am Montag genommen, dabei wurden 1200 Gefangene gemacht und 7 Maschinengewehre erbeutet. Deutsche Vorhut erreichten Balytsoh.

Die Armee des Generals v. Gallwitz erzwang an der Straße Sokoly-Bialystok den Karem-Übergang, warf die Russen aus dem Orlankaabchnitt nördlich und südlich von Bielsk und ist im weiteren Vordringen. Die Verfolgung der Russen ist auf der ganzen Front zwischen Suchawola und dem Bialowieskaer Forst im Gange. Allen am 25. und 26. August brachte die Armee des Generals von Gallwitz 3500 Gefangene ein. Die Stadt Karem wurde besetzt.

Die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern überführte in heftigen Kämpfen die Linie Kleszczewo-Razna, warf die Russen in den Bialowieska-Forst, drang in denselben ein und überführte die Vesna-Brava an ihrem Unterlauf. Gegen achttausend Gefangene und eine große Anzahl von Maschinengewehren nahm sie im Laufe der Woche den Russen ab.

Die Festung Breit-Litowsk ist in der Nacht zum 26. August überraschend schnell gefallen. Das österreichisch-ungarische Korps des Feldmarschallleutnants von Arz stürmte am Nachmittag des 25. August zwei Forts der Westfront, das Brandenburgische 22. Reservekorps stürmte die Werke der Nordwestseite und drang nachts in das Kernwerk der Festung ein.

Die Truppen des Generalfeldmarschalls von Mackensen überschritten die Straße Kamieniec-Litowsk-Myszec. Zwischen dem Muchawiec- und Bripjetzfluß werden die Russen verfolgt.

Oesterreichisch-ungarische und deutsche Reiterei der Armee des Feldzeugmeisters Buhallo jagt am 24. August in Verfolgung der weichen Russen in Kowel ein. Nach dem Fall von Breit-Litowsk rückten die Truppen des Erzherzogs Josef Ferdinand am 26. August mittags durch die brennende Stadt Kamieniec-Litowsk an der Lesna.

Die in Drogaien stehenden verbündeten Armeen haben am 27. August die russische Front an der Plota Lipa durchbrochen. Die Russen traten den Rückzug an und werden verfolgt. 5000 Russen wurden in den ersten Kämpfen gefangen.

Auch östlich von Wladimir Wolynski kam es zu schweren Kämpfen. Die Armee des Feldzeugmeisters Buhallo warf die Russen in der Richtung gegen Lutzk.

Westlicher Kriegsschauplatz: Am Morgen des 23. August erschien eine feindliche Flotte von etwa 40 Schiffen vor Zeebrügge, gab gegen 60 Schuß ab und entfernte sich als sie, ohne größeren Schaden angerichtet zu haben, von der deutschen Küstenartillerie beschossen wurde. — In den Bogenen wurden französische Angriffe, die bis in die deutschen Gräben führten, zurückgeschlagen. Die Stellungskämpfe dauern unter wechselndem Erfolg weiter an. Mehrere französische Luftschiffe wurden heruntergeschost.

Italienischer Kriegsschauplatz: Der 23. August war der Vierteltagesbericht der italienischen Kriegserklärung. Im österr. Reichlichen Heeresbericht wurde dieses Tages mit folgenden Worten gedacht: „Die ungezählten Angriffe des italienischen Heeres haben nirgends ihre Ziele erreicht. Wohl aber kosten sie dem Feind ungeheure Opfer. Unsere Truppen halten nach wie vor ihre Stellungen an oder nahe der Grenze.“ — An der küstentländischen Front herrschte Ruhe. Im Dobrodoabchnitt, ebenso bei Pätz wurden italienische Angriffe abgewiesen. Im übrigen dauert das Artilleriefeuer an.

An den Dardanellen ereignete sich nichts von größerer Bedeutung.

Der neue deutsche Tagesbericht.

Antlich. Großes Hauptquartier, 29. August 1915.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Keine wesentlichen Ereignisse.

Östlicher Kriegsschauplatz:

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Hindenburg: Südöstlich von Kowno wurde hartnäckiger feindlicher Widerstand gebrochen. Unsere Truppen folgten den weichen Russen. — Das Waldgelände östlich von Augurow ist durchschritten. — Weiter südlich wurde in der Verfolgung die Linie Dambrow-Grodek-Karewka-Abchnitt (östlich von der Stadt Karem) erreicht.

Von Opfern des Ruffenhaffes.

aa. Freunde unseres Blattes berichten uns:

Frau S., die Frau eines Angestellten der Zgardower Manufakturen, hielt sich seit Beginn des Krieges bei ihrem Vater in Zgardow auf. Ihr Mann wurde mit den anderen Reichsdeutschen und Oesterreichern im August v. J. nach dem Gouvernement Wologda geschickt. Frau S. hatte ihren Haushalt aufgelöst. Die Wohnungsrichtungen der anderen Beschlagnahmten wurden von den Soldaten und Polizisten auseinandergeschleppt. Ihr Vater, ein loyaler russischer Untertan, hatte sich im Türkenkrieg das Georgskreuz verdient. Anderssprachige Nachbarn denunzierten ihn. Unter der Beschuldigung, eine telephonische Verbindung mit dem Feind unterhalten zu haben, holte man ihn, so wie er stand, ohne Rock und Kopfbedeckung, ab und brachte ihn in die Warschauer Zitadelle. Die Tochter rettete sich, während die Polizisten eine Hausdurchsuchung vornahmen, durch einen Nebeneingang. Sie irrte tagelang in den umliegenden Dörfern umher und versteckte sich dann in der Wohnung von Bekannten.

Mit den russischen Regierungsbeamten kamen auch verschiedene Lehrer aus den von den deutschen Truppen besetzten Gebieten Polens nach Warschau. Katholische und orthodoxe Lehrer erhielten außer dem Gehalt noch ein „Evakuationsgeld“ bis zu 150 Rbl. und vierteljährliche Extrazustellungen von 50 bis 100 Rbl. Die Evangelischen mußten sich an ihrem Monatsgehalt von 30 Rbl. monatlich genügen lassen. Ihnen wurde auf ihre Bitte um Erhöhung der Zahlung geantwortet: „Ihr Deutschen habt nichts zu beantragen!“ Unser braver Bielajew, der Lodzer behördliche Schuldirektor, der sich von der Lodzer deutschen Schulkommission alljährlich seine Lapuwka auszahlen ließ, schickte die deutschen Lehrer nach Möglichkeit. Er meinte zuversichtlich: „Die Deutschen werden aus Polen vertrieben werden. Die Lodzer deutschen Lehrer jagen wir alle zum Teufel!“

Der als Reservist einberufene Lehrer S., der einen slowakisch klingenden Namen hat, galt bei seinen militärischen Vorgesetzten in Charkow als Pole. Durch eine monatliche Abgabe von 5 Rbl. erwirkte er sich das Recht in dem Beobachtungskommando beim Lazarett der deutschen Verwundeten Dienst zu tun. In der Nacht, wenn er auf Posten stand, hatte er Gelegenheit, sich mit deutschen Verwundeten zu unterhalten und etwas über die wahre Kriegslage zu erfahren. In Charkow waren nur Siege der russischen Waffen bekannt. Einst ging er mit zwei polnischen Lehrern auf der Straße. Im Gespräch bemerkte er nicht einen herantretenden betrunkenen Kapitän. Ihm wurden für die Achtungsverletzung zehn Tage Arrest zubilligt. In dem kleinen Loch, das ihm als Aufenthalt diente, wurde er von den Läusen derart mundgebeissen, daß er nach dem Lazarett gebracht werden mußte. Hier hörte er, wie die russischen Soldaten ihre Offiziere verfluchten, weil sie gezwungen wurden, diesen Krieg mitzumachen. Sein Zustand machte ihn dienstuntauglich. Ueber Warschau kam er jetzt nach Lodz zurück. Ihn schaudert noch heute, wenn er sich an das tierische Dasein während seines Militärdienstes erinnert. Am schlammigen für ihn erwiesenen sich die Nächte, wenn er schlaflos dalag, mit dem ekelhaften Gefühl, daß rings um ihn die Läuse ihre nächtlichen Wanderungen ausführen. Wurde ein Licht angezündet, so sah er die Läuse auf den Decken in breiten Kolonnen spazieren. Hätte er sich noch länger in dieser Umgebung aufhalten müssen, so wäre es zu einer feilschen Katastrophe gekommen. Wie gleichmütig sich die russischen Soldaten der Läuseplage gegenüber verhalten, sah er einst, als ein „Semjak“ (Landsmann) aus dem Wjatkaer Gouvernement eine Laus von seinem Ärmel nahm und sie sich mit den Worten: „Hier ist dein Blah!“ an den Hals setzte.

Der junge Lehrer Fröhlich aus der bei Königsbach gelegenen Kolonie Grünberg, kam im November des vorigen Jahres nach Lodz zu seinem Vater und bat ihn um seine Einwilligung zum Eintritt in das russische Heer als Kriegsfreiwilliger. Der Vater war mit diesem Schritt nicht einverstanden und redete ihm seine Absicht aus. Als der junge Fröhlich von Lodz zurück kam, fand er in seiner Wohnung einige russische Offiziere, die eben dabei waren, sein Pianino auf einen vor der Tür stehenden Wagen laden zu lassen. Die Andachts- und Vespälicher waren zerrissen, seine Sachen durchwühlt usw. Der Lehrer muß wohl einige Worte des Staunens über das was vorging geäußert haben. Die Offiziere schimpften ihn „Spion“ und ließen ihn abführen. Im Nachbardorf Chrusztj liefen sie den unwillkommenen Zeugen ihres Raubes erschließen. Seine Leiche wurde auf dem Felde verscharrt. Die Bauern in Chrusztj mußten Betten für die Verpackung des Pianinos hergeben, das nach Warschau geschickt wurde. — So belohnt russische Raub- und Nordgier deutsche Freue!

Was uns ein Verschickter erzählte.

aa. Ein aus Wologda zurückgekehrter Lodzer Reichsdeutscher berichtete uns über die Kesse und das Leben der Verschickten:

Mit allen anderen Lodzer Reichsdeutschen wurde ich in der Nacht auf den 5. August vorigen Jahres verhaftet und im Gefängnis an der Targowastraße gefangen gehalten. Die auf Posten stehenden Soldaten fließen unsere Frauen, die uns Essen bringen wollten, mit den Kolben zurück. Hier, nur einige hundert Schritt von unseren bisherigen Wohnstätten

entfernt, machten wir die erste Bekanntschaft mit den Russen. Die Strohhäcke im Gefängnis waren ganz verlaust; wir zogen es deshalb vor, auf Britischen zu schlafen. Nach zwei Tagen brachte man uns, wieder in der Nacht zum Kasbacher Bahnhof. Ein Güterzug stand für unsere Fahrt nach Warschau bereit. Die Wagen, in denen noch Mehlstaub und Ueberreste anderer Waren lagen, wurden, nachdem man uns „verkauft“ hatte, geschlossen und plombiert. Zu unserer Ueberwachung fanden wir in jedem der Wagen einen Korb mit Schwarzem, Getränken und Kaffee; ein Zettel mit der Aufschrift „Von den Lodbjer Damen“ gab des Kaffees Lösung. Frische Luft kam durch die Lücken herein; Bretter, die oben angebracht waren, machten die Erledigung natürlicher Bedürfnisse möglich. Zwölf Stunden dauerte unsere menschenwürdige Fahrt. Um die Mittagszeit des nächsten Tages kamen wir in Warschau an. Unsere, jeder Beschreibung spottenden Erlebnisse in der Bedürfnisanstalt des „Hornpunkt“ überspringe ich schamig. Als Aufenthaltsort diente uns eine Kaserne. Ein General und ein anderer Offizier besuchten uns nach unserer Unterbringung. Der General ließ sich mit einigen Herren in ein Gespräch ein und sagte, wohl im Hinblick darauf, daß Angehörige der ersten Gesellschaftsklassen unsere Leidensgefährten waren: „Es wird euch nichts geschehen, meine Herren! Nur euren Wilhelm werden wir vermissen!“ Nach fünf Tagen erhielten wir hier zum ersten Mal wieder warmes Essen, bestehend aus Schiffsch, Grütze und Fleisch. Holzlöffel mußten wir uns kaufen. Wir aßen recht russisch. Der Soldatenkoch brachte einen Kessel mit dem Fleischportkochen, zählte uns, griff mit der Hand in den Kessel und warf uns die Fleischstücke zu. Wir schauberten, aßen aber, da sich der Hunger eingestellt hatte. Wir bedauerten die jungen, modisch gekleideten und behandschuhenden Herren, die noch stärker als wir unter dem Eckel litten. Nach zweitägigem Warten wurden wir abermals des Nachts zur Bahn gebracht, um nach Moskau abgefertigt zu werden. Anfangs hieß es, daß in jedem der Güterwagen unseres Zuges fünfunddreißig Mann unterbracht werden würden. Wir lamentierten. Zu unserer Freude Ueberwachung wurden wir zu fünfundsiebzig Mann verladen. Ich hatte das Glück, in den letzten Wagen zu kommen, in dem nur zehn Mann fuhrten. Die Wagentüren waren geschlossen, doch erlaubte man uns, sie während der Reise offen zu halten. Bis Smolensk, wo wir wieder warmes Essen erhielten, dauerte die Fahrt zwei Tage. Ueber Moskau fuhrten wir sodann nach Wologda. Essen gab es nicht mehr, dagegen erhielten wir viermal „Bespflügungsgeld“, insgesamt 1 Rbl. 10 Kop. pro Mann. In Moskau, wo unser Zug auf einem toten Gleis stand, blieb das Tagesgeld aus. Die Konvoisoldaten sagten, der Offizier sei in die Stadt gegangen und nicht mehr zurück gekehrt.

Auch in Wologda wurden wir in einer Kaserne untergebracht. Sie war eben erst frisch geputzt worden. Wir zehn Reisefährten erhielten ein kleineres Zimmer, dessen schmutzigen Zementfußboden wir reinigten. Gegen das üblche Entgelt gewannen wir die Gunst des Postens, der uns nach seiner Ablösung nasse Bretter verschaffte. Stroh gab es nicht, oder nur sauliches, so legten wir uns auf die feuchten Bretter. Sechs Tage brachten wir hier zu. Dann fanden wir in einer Baracke Unterkunft, wo 79 Mann sich in einem 54 Quadratmeter umfassenden Raume aufhalten mußten. Die Verschaffenheit der Luft darin läßt sich nur andeuten. Wir hatten es dort so eng, daß wir nur auf der Seite liegen konnten für die Rückenlage fehlte es an Platz. Neben der Baracke rann ein Fluß, der alle Abflusssäure der Stadt enthielt. Der Arzt hatte den Geruch des Flußwassers untersagt. Das Kochwasser wurde von den Soldaten, die für uns kochten, aus dem stinkenden Fluß entnommen. In der Küche versank man im Schmutz. Unser Anerbieten, uns das Essen selbst zu kochen, wurde abgelehnt. Wir erreichten aber so viel, daß wir reineres Wasser heranzogen und die Kartoffeln und Rüben, die fast ungeschält und ungewaschen in den Kessel geworfen wurden, selbst richtig schälen und sauber waschen durften. Auch um das Fleisch bemühten sich einige unserer Genossen. Mächte der Koch während des Austellens der Mahlzeiten die Wahrnehmung, daß zu wenig Suppe sei, so rief er seinem Gehilfen Iwan zu: „Gib Wasser!“ Und Iwan gab Wasser. Ist so viel, daß die zuletzt ausgeteilte Suppe nur noch aus Wasser bestand. So war es kein Wunder, daß wir eine Anzahl Magenkranke in der Baracke hatten. Unter unseren Gefährten befanden sich auch eine Anzahl Matrosen, die in Archangelsk festgenommene Befahrung eines deutschen Frachtdampfers. Ihnen war es besonders schlimm ergangen. Sie wurden, so wie sie standen, ohne daß ihnen

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern: Die durch den Bialoeskafort verfolgte Heeresgruppe nähert sich mit ihrem rechten Flügel Szerezsoma.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Unter Nachhützkämpfen wurden die Russen bis in die Linie P o d d u b n o (an der Straße nach Penza) — L e w i — K o b r y n gedrängt. Unsere von Süden her durch das Sumpfland vordringenden Verbände haben den Feind bis nahe Kobryn versetzt. — Mit einer Rohheit, die unsere Truppen und unser Volk mit tiefem Abscheu erfüllen muß, haben die Russen zur Moskelerung ihrer Stellungen tausende von Einwohnern, ihre eigenen Landsleute, darunter viele Frauen und Kinder, unseren Angriffen entgegengetrieben. Angewollt hat unser Feuer unter ihnen einige Opfer gefordert.

Süddölicher Kriegsschauplatz.

Die verbündeten Truppen haben den gestern geschlagenen Feind über die Linie P o m o r z a n n — K o n i u c h n — K o z z o m a und hinter den K o r o p t e c — A b s c h n i t z zurückgeworfen. Oberste Heeresleitung.

erlaubt wurde Wäsche, Kleider oder ihr Geld mitzunehmen, verhaftet und durch die russischen Gefängnisse geschleppt. Sie glaubten es nicht mehr ertragen zu können, waren zum äußersten entschlossen und drohten mit dem Niederbrennen der Baracke. Um sie und uns vor noch ärgerem Schicksal zu bewahren, bewachten wir sie insgeheim, um Gewaltschritten entgegen zu treten.

Nach einigen Tagen gab es wieder eine „Umgruppierung“. Neunundsünfzig Mann, darunter auch ich, wurden nach Orjafowek, einer 80 Kilometer von Wologda entfernten Eisenbahnstation, verschickt. Die Polizei war auf unser Kommen nicht vorbereitet. Wir erhielten die Erlaubnis, uns bis auf weiteres in ein Hotel zu begeben. Zum Glück war es Abend, sonst hätte uns der Besitzer wohl nicht aufgenommen. Bis dahin hatten wir immer in unseren Kleidern geschlafen; wir und sie sahen dementsprechend aus. Im Begriff, uns hässlich einzurichten, hieß es noch einmal mit unseren Sachen zur Polizei zu kommen. Gegen Abgabe unserer „Papiere“ erhielten wir Aufenthaltsscheine. Auch wurde die Verordnung des Gouverneurs vorgelesen: Wir durften uns nicht über 300 Schritt der Bahnlinie oder dem Bahnhof nähern, die Stadtgrenze durfte nicht überschritten werden und es wurde uns verboten deutsch zu sprechen. Wir wurden entlassen und begaben uns in das Hotel zurück. Groß war unsere Freude, uns nach langen Wochen wieder einmal in einem möblierten Zimmer bewegen zu können. Wir waren unserer acht im Zimmer. Je einer schlief auf dem Sofa bezw. im Bett, sechs auf dem Fußboden. Am nächsten Tage machten wir uns auf die Wohnungssuche. Wir acht mieteten eine kleine Wohnung, bestehend aus Zimmer und Küche, für 15 Rbl. monatlich. Als wir uns einrichteten und unsere Gemeinschaft organisierten, erwies es sich, daß vier von uns mittellose waren und die Bestände der übrigen vier waren auch schon sehr zusammengeschnitten. Im ganzen verfügten wir noch über 100 Rbl. Es gelang mir, für zwei unserer Wohnungsinassen, die geleerte Tischler waren, in der Stadt Arbeit zu finden. Und obwohl sie nur 35 bis 40 Kopeken täglich verdienten, war es doch eine Entlastung für uns. Beide Tischler und noch ein anderer Gefährte siedelten bald nachher in andere Wohnungen über, sodas unsere Gemeinschaft auf 5 Gießer zusammenschmolz. Nun hatten wir Gelegenheit, hinter dem Ungeziefer herzugehen und uns von den kleinen Mitbewohnern unserer Sachen und unserer Wohnungen zu befreien. Da den meisten von uns eine Existenzmöglichkeit fehlte, so stellte sich bald unter den Verschickten große Not ein. Zu rechter Zeit wurden uns durch die amerikanische Gesandtschaft die aus Deutschland gesandten Hilfsgelder zugänglich gemacht. In Wologda bildete sich aus Verschickten ein Zentral-Komitee. In Orjafowek und den anderen Ansehungsorten wurden Hilfsauschüsse eingerichtet. Mit den später eingetroffenen Verschickten bildeten wir zeitweise dort eine Gemeinschaft von 500 bis 600 Köpfen. Die Frauen und Kinder der aus den Distrikprovinzen Verschickten waren vielfach ihren Gatten und Vätern in die Verbannung gefolgt. Durch die Unterstützungsgelder des Komitees und freiwillige Spenden unserer begüterteren Genossen gelang es uns, ein Haus für 50 Mittellose eingerichtet. Da einzelne von uns Gelder von zu Hause erhielten, so wurde durch ihre und die Hilfe der amerikanischen Gesandtschaft die Not bald behoben. Das Gemeinamkeitsgefühl war bei uns gut entwickelt. Natürlich sehnten wir uns alle nach einer geregelten Beschäftigung. Es aalt, das Können des Einzelnen für die

Zwecke der Moormehheit nutzbar zu machen. Einem Bauern aus Lodbj verschafften wir die nötigen Instrumente aus Moskau. Ein Schneider machte sich daran, den Stoff unserer arg mangelhaften Kleidungsstücke „nach außen“ zu wenden. Ich stellte mir einen Weststul zusammen und fertigte Schals an, die allen willkommen waren. Bedauerlicherweise mußte ich meine Tätigkeit bald unterbrechen, da keine Wolle zu erhalten war. — In den anderen den Verschickten als Aufenthalt angewiesenen Flecken des Gouvernements Wologda wurden die verstorbenen Leidensgefährten auf freiem Felde verscharrt. Wir in Orjafowek erhielten die Erlaubnis, unsere Toten auf dem Friedhof zu beerdigen. Es empörte uns alle, als wir sahen, wie die Gräber der Verschickten geschändet, Kreuze umgebrochen, Grabumfassungen zertrübt und Blumen weggenommen wurden. Der Hope versicherte, außerstande zu sein, dem Grabfrevler Einhalt zu gebieten. — Bis zum russischen Weihnachtsfeste mußten wir uns täglich bei der Post melden. Dann hörten die Meldungen auf. — Ueber die Schicksale unserer Lieben und der Lodbjer Heimat waren wir seit November, seit uns keine Briefe mehr erreichten, ganz im Ungewissen. Erst als eine Lodbjerin eintraf, die im Dezember, nach der Inbesitznahme der Stadt Lodbj durch die deutschen Truppen, über Deutschland und Schweden nach Wologda gefahren war, erfuhren wir von den großen Taten unserer Heere in Polen und den Begebenheiten in Lodbj.

Der Briefträger war unser täglicher Gast. Die Bevölkerung beschwerte sich, daß er in der Zustellung der Briefe für die Einheimischen lässig geworden sei, seit er sich von den Verschickten die täglichen Trinkgelder holte. Es wurde ihm verboten, zu uns zu kommen; wir mußten uns in Zukunft die Korrespondenz von der Post holen. Ein Postpaket mit Winterfahen, das an einen von uns gefandt wurde, blieb vier Monate unterwegs und kam an, als es schon warm wurde. — Wir durften keinen öffentlichen Garten, auch kein Kino besuchen. — Erwachsene und Kinder paßten auf der Straße auf, ob wir deutsch oder russisch sprachen. Ein Verschickter, der kurz vor der Heimreise stand, mußte für ein „Guten Morgen!“ ins Gefängnis. Zwei Verschickte wurden auf der Straße von Knaben mit Steinen beworfen. Um die Knaben zu verschrecken, hob einer einen Stein auf. Es entstand ein Geschrei. Sie wurden abgeführt und zu einer Haftstrafe verurteilt.

Am 2. März, meinem Geburtstag, erfuhr ich von dem Ueberelkommen der Regierungen, die dienstuntauglichen Zivilgefangenen beider Staaten zu entlassen. Ich war an diesem Tage 45 Jahre alt und bemühte mich als einer der ersten um die Erlaubnis zur Freilassung. Wiederholt hörte ich auf der Polizei, meine Abreise würde demnächst erfolgen können und viermal packte ich freudig meine Sachen und kaufte Reiseproviant. Umsonst. Alle anderen, die nach mir um Befreiung eingekommen waren, waren inzwischen entlassen worden, nur ich blieb zurück. Inzwischen war, im Juni, ein Befehl ergangen, alle noch in Orjafowek sich aufhaltenden Verschickten nach Schadrinsk im Permischen zu überführen. Die Verschickten mußten, falls sie nicht auf dem Etappenwege besördert werden wollten, für die Bahnfahrt aufkommen. Der Preis einer Fahrkarte vierter Klasse stellte sich auf 13 Rbl. Am 10. Juni sollte die Abfahrt erfolgen. Ueber 400 Mann standen bereit. Davon konnten 82 keine Fahrkarten kaufen. Alle sammelten für die Unbemittelten Leder gab soviel wie er entbehren konnte. Trotzdem blieben 23 zurück. Als der Zug vorfuhr, erwies es sich, daß man nicht Wagen vierter Klasse, für die gezahlt worden war, sondern Güterwagen zusammengestellt hatte. Die Abreisenden protestierten. Als sie nichts erreichten, verlangten sie die unentgeltliche Beförderung der 23. Bergeßlich. Auch als im letzten Wagen nur acht Mann Platz nahmen, wurde die Erlaubnis für die Mitnahme der Bedauernswerten nicht gegeben. Ihnen drohte Gefängnisstrafe, Beförderung auf dem Etappenwege und Stellung vor ein Kriegsgericht. Das Komitee in Wologda griff hilfsreich ein und zahlte die Reisekosten für die Zurückgebliebenen. Fünzig der in Orjafowek sich Aufhaltenden durften nach Wologda fahren. Orjafowek leerte sich. Ich erbat und erhielt die Erlaubnis, einen Brief durch einen Boten an den Gouverneur zu schicken. Ich durfte nach der Gouvernementsstadt kommen. Die Polizeibeamten in Wologda begrüßten mich mit den Worten: „Ja, was suchen Sie denn hier? Ihre Papiere sind doch schon vor zwei Monaten nach Belooostrow, den russisch-finnischen Grenzort, geschickt worden!“ Durch den Leichtsin oder die Bösartigkeit eines Beamten wurde meine Pein um zwei Monate verlängert. Mit neunzehn Gefährten fuhr ich von Wologda zur

Schicksalswende.

Eine Lodbjer Skizze von
L. Reiff.

Achtzehn Tage schon dauerte der Kampf. Es mußte bald die Entscheidung fallen, zugunsten der Deutschen, die im Dreiviertelbogen um die Stadt standen und die Gegenangriffe der Russen zurückwarfen. Man brauchte nur die immer hoffnungsloser werdenden Gesichter der Offiziere, die Verzweiflung der Soldaten und die wachsende Verwirrung zu sehen und man wußte: das Ende ist nahe.

Franz Brand wartete also auf die Stunde, in der die Deutschen einzuziehen würden als Sieger und Herren. Er sah in Decken gehüllt im Dunkel seiner ungeheizten Stube und träumte vor sich hin. In dieser Nacht des Harrens, da die Geschülze eine Weltuntergangs- oder Welterlöschungsmusik machten, stiegen die Erinnerungen, Bild um Bild, herauf, die ihn mit der großen Stadt verknüpften.

Vor Jahren war er nach Lodbj gekommen, hatte hier Arbeit und Verdienst gefunden. Gleich damals machte er die Wahrnehmung, daß Arbeitskraft und Tüchtigkeit hier höher im Preise standen wie in seiner überbevölkerten Heimat, in der alles lesen und schreiben konnte und durchschnittlich war. Drüben war ihm Pflter widerfahren, daß er wochen- und monatelang arbeitslos war, daß trockenes Brot die butter- und wursbelegte Stulle ersetzen mußte. Er fand, daß Fleisch und Brot und das Gläschen Schnaps hier wohlfeil waren. Mehr noch aber gefiel ihm, daß man seine Arbeit achtete. Das stärkte sein Selbstbewußtsein und erhöhte seinen Willen, es vorwärts zu bringen.

Franz Brand lächelte in Gedanken. Es war eine schöne Zeit, die des Aufstiegs. Wie schnell war er Werkmeister geworden in dem großen Betrieb, wie schnell hatte er sich das Vertrauen seiner Vorgesetzten und die Sympathie seiner Arbeiter erworben. Das Nebeneinanderleben der drei Völkerschaften war ihm interessant. Nach all der Unruhe, welche die „Politik des kleinen Mannes“ drüben in sein Leben gebracht hatte, gefiel ihm das ruhige Leben der

Arbeit und er merkte kaum, daß die Ruhe im öffentlichen Leben eine erzwungene, unnatürliche war. Er verkehrte mit einigen Kollegen, machte Sonntags Ausflüge in die reizvolle weitere Umgegend der Stadt, sah wohl auch hin und wieder ein paar Stunden in einem Bierlokal, ohne daß viel anderes besprochen wurde wie das Geschäft, die kleinen Vergnügungen, die sich boten, und die Aussichten für die nahe und ferne Zukunft. Allmählich vergaß er, daß in seinem Heimatlande ein Interessenkampf zwischen Klasse und Klasse tobte, daß er vor nicht allzulanger Zeit selber einer von denen war, die zum Zusammenschluß und zur Erhebung aller „Entrechteten“ auffordern. Wenn ihm die Erinnerung daran kam, schob er sie beiseite wie ein fremdes Märchen.

Schöne Zeit, in der man friedlich seine Arbeit verrichtete und in Ruhe und Frucht seiner Arbeit verweilte! ... Aber seit zehn Jahren ist diese Zeit dahin, seit zehn Jahren löst Wirrnis die Wirrnis ab! ... Es kam die große Unruhe, die den Riesenbau des gewaltigen Reiches in seinen Fugen erbeben ließ und gegen welche die Russen doch die proba- testen und kräftigsten Mittel wußten: die Kofakenknote und Sibiren. Es kam die Revolution und da sah er nun die „Lat“, von der auch er einst geträumt hatte, ohne klare Vorstellungen von ihr zu haben. Er sah die Umzüge der Bevölkerung, sah blutig Geschlagene und Angehohene auf Droschken in die Spitäler fahren und halbentkleidete Tote auf dem Rasen vor den überfüllten Spitällern liegen, sah den Haß der „Entrechteten“ in seiner furchtbaren Gestalt. Und sah dann wie der Haß zum selbstzerstörenden Wahnsinn wurde, wie die erst einigen Parteien sich gegeneinander stellten und ein „mörderischer Bruderkampf“ begann, genährt von den Agenten einer gewissenlosen Regierung, die darin eine Ab- leitung der für sie gefährlichen Strömungen erblickte. Er sah das Abebben der Bewegung, sah wie ein „ehrlicher Revolu- tionär“ nach dem andern zum gemeinen Verbrecher wurde, zum Räuber an seines Nächsten Hab und Gut.

Franz Brand schauerte zusammen. Wars, weil der Donner der Kanonen lauter wurde? Wars weil es von der nahen Petrikauer-Straße her wie Bagengerassel und Marschschritt klang, vermengt mit Fluchen und Kommandorufen? Oder ließ ihn die Wucht der Erinnerung beben?

Die Revolution! Ihre Frucht war eine gesteigerte Be-

gehrlichkeit der vordem bauernhaft bedürfnislosen, zufriedenen Arbeiter, war das Wachstum eines Banditentums, das die Bewohner der Stadt nicht mehr zur Ruhe kommen ließ die ganzen Jahre hindurch. ... Ihm war die Bewegung fremd geblieben und fremder noch geworden als er die Wahrnehmung machte, daß der Freiheitskampf der Bevölkerung einen immer mehr einseitig polnischen Charakter annahm. Er in seinem friedlichen Leben bekam zu spüren, daß der Haß der polnischen Masse nicht mehr nur die „Ausbeuter“ traf, sondern in gleichem Maße die deutschen Werkmeister und Fabrikbeamten, die nicht ohne Grund die ersten Stellen innehatten, die tatsächlich die erfahrenen, umsichtigen und zuverlässigen waren. Er hörte täglich das „Schwoßte“ um seine Ohren sausen und es traf ihn jedesmal wie ein Peitschenhieb. Wohl gerade darum so, weil er seit Jahren darauf verzichtet hatte, eine politische Meinung zu bekunden, weil er aus freierer Schule kam und weltbürgerliches Denken hatte.

Franz Brand lächelte bitter. Gab es wirklich einmal die Zeit, da die Lodbjer Deutschen ein friedliches Leben hatten, da keine Reider und Mißgünstige sie schmäheten und zu verdrängen suchten? Ja, aber sie ist unwiderbringlich dahin! Die alle, die so tun, als ob sie nichts geändert hätte im Verhältnis der Völkerschaften zu einander, belligen sich selbst, oder sind Schwächlinge geworden. Er wußte es nur zu gut! ... Nun, ihn hatte der blinde Haß der Masse aufgepeitscht. Es würde im Leben nicht vergessen, daß die polnischen Arbeiter vieler Betriebe gestreikt hatten, um die Entfernung der deutschen Angestellten zu erzwingen. Ihn hatte der Haß der Masse daran erinnert, daß er eine deutsche Mutter hatte.

Damals war ganz allmählich die Liebe zur alten Heimat und zum alten Muttervolk wieder in ihm groß geworden. Die Liebe, die jetzt grenzenlos war, jetzt nach dem monatelangen Wüten gegen alles was deutsch war, deutsch hieß oder deutsch ausah. Damals waren ihm zum ersten Mal und fast gegen Willen die Mißstände in unserem städtischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben aufgefallen, die er in seiner selbstgenügsamen Zufriedenheit, in seinem Dahindämmern vorher kaum bemerkt hatte. Damals sah er die ungebändigte Gewinn gier der meisten Stadtbürger, sah er wie wenig Menschen sich eigentlich um die geistige und sitt-

Grenze. Uns allen schlug das Herz, denn unser Schicksal war noch ungewiß. Von einer größeren Partie Entlassener waren unlängst 129, darunter viele Lodzer, von der Grenze zurückgeschickt worden. Wie ich nachträglich erfuhr, war der Bericht einer Berliner Zeitung, in der ein auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses Freigelasstener sich über die Rückständigkeit der Ärzte in Woloska aussprach, Schuld daran. Also, die Erlaubnis zur Heimreise mit Hilfe eines ärztlichen Zeugnisses erlangt hatten, wurden jetzt angehalten und zurückgeschickt. Auch elf meiner achtzehn Reisegenossen wurden angehalten. Nur diejenigen, die 45 Jahre überschritten hatten, durften weiter reisen. Wir fuhren im Arrestantenwagen. In Finnland mußten wir in einem kleinen verschlossenen Eisenbahnwagen bei 35 Grad Hitze fahren. Unsere Bitte, um Herablassen der weißgestrichenen Fenster, begegnete einem barschen: „Nicht erlaubt! Wenn ihr zugrunde geht, so wird euer Wilhelm eure Leichname kriegen!“ des Gendarmen. Die Gendarmen, die die letzte Strecke mit uns fuhren, gingen etwas höflicher mit uns um. Anstelle der Anrede: „Verfluchte Deutsche!“ wurden wir jetzt wieder mit „Ihr Herren!“ angesprochen. Als wir endlich das schwedische Schiff betreten durften und mit einem Blick Abschied von Russlands Küste und den russischen Schergen nahmen, war es uns als ob wir träumten. Aus alter Gewohnheit sprachen wir noch russisch miteinander. In Schweden wurden wir außerordentlich freundlich aufgenommen. Seit langer Zeit tranken wir wieder einmal Kaffee und aßen Kuchen. In Stockholm sorgte der „Deutsche Hilfsverein“ für uns aufs Beste. Auf deutschem Boden waren wir der Fürsorge des „Roten Kreuzes“ unterstellt. In Berlin wurde ich in Flüchtlingsheim untergebracht. Überall fanden wir niegeahntes Entgegenkommen. Es schien uns, als ob ein Gottesengel uns, die zur Höllestraße Verurteilten, in den Himmel gerettet habe.

Schulunterricht und Kinderstube.

Ein gründlicher Schulunterricht ist eine gute Sache. Er befähigt den angehenden Mann nicht nur zum Wettbewerb um eine bevorzugte Lebensstellung, sondern gibt ihm auch das Mittel in die Hand; sich selbständig weiter zu bilden und den Blick für weitere Ziele seines Strebens zu schärfen. Damit ist aber auch gleichzeitig ausgedrückt, daß Schulweisheit allein für das praktische Leben nicht ausreicht, denn was nützt alle Gelehrsamkeit, die man nur aus Büchern geschöpft hat, wenn sich der Jüngling und der Mann nicht den Wind des Lebens um die Nase wehen läßt? Für den Forscher, den Stubengelehrten, der aus längst verklungenen Zeiten uns neue Kunde bringen will, und den die Sorge um den Lebensunterhalt wenig bekümmert, möge das Jetzt gleichgültig erscheinen, dem in der Gegenwart Lebenden, für die Zukunft Sorgen den können die alten Postanten nur Mittel zum Zweck sein, um daraus logische Schlüsse zu eigenem und der Zeitgenossen Nutzen zu ziehen. Viel, sehr viel kann, um sich in der Welt zurechtzufinden, eine tüchtige Grundbildung von der Schulbank aus nützen, ebensoviel aber die sogenannte „gute Kinderstube“, die dem Jüngling die Sicherheit des Auftretens in allen Lebenslagen gibt. Wo die Eltern der Schule nicht redlich beistehen, bleibt das Gelernte nur Stückwerk, es erweckt wohl den Geist, belebt aber die Seele nicht. Wie oft begegnen wir nicht Leuten aus einfachem Stande, denen die Eltern keinen langjährigen Schulunterricht zu Teil werden lassen konnten, oder deren Begabung für die höheren Wissenschaften nicht ausreichte, von herzerquickender Freundlichkeit und Liebe für ihre Mitmenschen! Sie haben aus dem Leben geschöpft und haben erkannt, daß man auch in kleinem Kreise Gutes wirken kann, wenn man die Pflicht gegen andere als Gesetz der Menschheit anerkennt und sie höher einschätzt, als Eigennutz und Selbstliebe. Wenn wir den Gründen nachforschen, die diese Art Leute zu der Ueberzeugung gebracht haben, daß nur ein Lebenslauf der strengen Pflichterfüllung glücklich machen und zum gegenbringenden Ziele führen kann, so werden wir meist finden, daß ihnen in der Jugendzeit ein Vater zur Seite gestanden hat, der ernst und freundlich zugleich die Grenze zwischen Gut und Böse zu weisen verstand, und eine Mutter, die durch aufopfernde Liebe zu ihren Kindern in ihnen die Liebe zur Menschheit erweckte. Das nennt man die „gute Kinderstube.“

Auf diesem Gebiete wird in letzter Zeit von den Eltern viel gesündigt, viel mehr vielleicht wie in der Schule. Es ist wahr, wir besitzen zu wenig Schulen und von den wenigen

leisten viele nicht das, was von ihnen selbst unter den erdrückenden Umständen, unter denen sie arbeiten müssen, verlangt werden könnte, aber die Eltern sollten da in vielem nachhelfen, wo die Schule aus irgend einem Grunde verlagert.

Ich spreche nicht von den jungen Leuten, denen gar keine Gelegenheit geboten wurde, einen regelrechten Schulunterricht zu besuchen, auch nicht von denen, deren Eltern nur mühselig den nötigsten Lebensunterhalt für ihre Familie erwerben und, abgearbeitet, sich nicht viel um die Erziehung ihrer Kinder kümmern können. Solche Zustände sind tief zu beklagen, aber einen Vorwurf darf man diesen Verarmten der Armen, auch wenn ihnen jede Lebensart abgeht, nicht machen, solange die Gesellschaft nichts getan hat oder tun konnte, um wenigstens einen Versuch zur Besserung zu machen. Das sind eben Opfer unserer minderwertigen Zivilisation, und wir, nicht sie, müssen beim Anblick von so viel Rohheit im Umzuge beschämt die Augen senken, daß ein allen sichtbares Uebel so tief im Volke hat Wurzel schlagen können. Eine Anklage ist nur dort berechtigt, wo die Möglichkeit vorlag, Bildung und geistiges Wesen in Schule und Haus zu erwerben.

Ich kann und will den Lehrern den Vorwurf nicht ersparen, daß viele von ihnen nur die Aufgabe im Auge behielten, welche ihnen ein mangelhaftes Schulprogramm vorschrieb, daß sie es sich genügen ließen, wenn sie ihren Schülern nur das klar zu machen versuchten, was ihnen beim Examen am Ende jedes Schuljahres von Nutzen sein konnte, dabei aber nicht darauf achteten, daß diesen jungen Pflanzen außer dem Dünger der Wissenschaft auch Sonnenschein, der Sonnenschein der gegenseitigen Zuneigung und des kindlichen Vertrauens unentbehrlich ist. Schlagen Sie an ihre Brust, meine Herren Lehrer! Haben Sie da immer Ihre Pflicht getan? Ich weiß, die meisten von Ihnen sind aufrichtig und werden mir die Berechtigung dieses Vorwurfs zugestehen; und das ist schon ein Fortschritt. Ich weiß aber auch, daß es für die Lehrerenschaft Milderungsgründe gibt, die ich gerechter Weise anerkenne, u. z. trägt an dieser mangelhaften Pflichterfüllung einmal die Anlust Schuld, mit der gerade die besten Lehrer ihren Beruf unter der Krante einer bürokratischen Schulinspektion ausüben mußten, und dann, u. z. hauptsächlich das geringe Berufskennntnis, ja das gänzliche Versagen des Elternhauses, welches den Lehrern keine Unterstützung bot, ja oft unüberbrückbare Hindernisse in den Weg legte, indem es, anstatt den Kindern Achtung vor den Lehrern beizubringen, die Autorität der Schule durch Klagen wegen allzugroßer Strenge untergrub. Ich komme aus einer Zeit, in der auch in Deutschland noch bis Quartas der Rohrstock in der Hand des Lehrers eine Hauptrolle spielte, und in der der Jüngling in Gesellschaft reifer Männer nur ungestraft seine Meinung äußern durfte, wenn er darnach gefragt wurde. Daß dieses Verfahren das einzig richtige ist, will ich nicht behaupten, schlecht war es nicht. Ein Hieb mit dem gelben Rohrstock zu viel hat in den Knaben das Ehrgefühl nicht gleich erlöset und der Jüngling hat beim Zuhören mehr gelernt, als wenn er seine junge Weisheit vor älteren Leuten ausposaunt. Das ist Geschmacksache, mir jucken aber manchmal die Finger, wenn ich das Gebahren unserer Jugend mit ansehe, während die Eltern ruhig lächelnd sie gewähren läßt, nur daß ich nicht weiß, gegen wen ich mich wenden soll, ob gegen die Jugend, die sich gegen jeden Zwang sträubt oder gegen das schwache Alter, das sich die Zügel hat aus der Hand lassen.

Gehen wir mal gemeinsam nach Helenenhof — es ist nachmittag — heller Sonnenschein! Dort finden wir eine Anzahl von Müttern mit ihren noch nicht schulpflichtigen Kindern. Sind das noch Kinder? Gott bewahre — in ihren kurzen Ballettröckchen mit Schleifen und Bändern im künstlich

Wir beabsichtigen, die „Deutsche Post“ an Buchhandlungen, Fabrikgeschäft, Kolonialwarenhandlungen und andere Lagergeschäfte für den Weiberverkauf zu einem ermäßigten Preis abzugeben.
Geschäftsinhaber, die gewillt sind, das Blatt in ihrem Laden auszuliegen, belieben sich zu wenden an die Geschäftsstelle der „Deutschen Post“, Petrikauer-Strasse Nr. 15.

gewellten Haar sehen sie geputzten Mädchen ähnlicher, die nur dazu da sind, um den schön gekleideten Damen, wie früher etwa die Bolonneser Mädchen, als Zwieler bei etwaigen Liebeskolonisationsmanövern zu dienen. Wie anders stellen sich meinem Gedächtnis die kleinen Mädchen früherer Jahrzehnte dar; ein einfaches Kleidchen, eine nette Schürze und ein strammer Joppe bei glattgestrichenem Haar. Wie anders verstanden aber auch die Kinder von damals zu spielen und sich zu tummeln! — Vielleicht waren wir Alten als Kinder wilder und zu losen Streichen aufgelegt, da von Seiten der Mütter, die anderweitig genügend mit Stopfen und Nähen beschäftigt waren, nicht dauernd der Mahnruf erklang, die schönen Kleider zu schonen und sauber zu halten. Wir hatten eben keine so kostbaren und leicht zu beschmutzenden Kleider, und trieben wir es zu toll auf Bäumen und in Pfützen, dann wurde gelegentlich aber deutlich abgerechnet, um uns klar zu machen, daß Kleider Geld kosten und geschont werden müssen. Wir Kinder von damals waren wahrscheinlich auch ungezogener, d. h. in modernem Sinne, nicht so salonfähig wie die heutigen, wir verstanden nichts von einem eleganten Knit und Handkuß, machten vielmehr unseren Kratzfuß, so gut es ging, und reichten treuherzig die nicht immer saubere Hand, gehorsamer waren wir aber sicher und ein Straußen gegen den Befehl der Eltern oder Lehrer war undenkbar. Die anfängliche Furcht vor empfindlicher Strafe brach den Trotz bei Zeiten und wandelte ihn zur tugendhaften Gewohnheit, nicht, wie man heute glauben machen möchte, zu offener Rebellion oder Selbstmordgedanken.

Und was wird aus den Kindern von heute werden? Abgesehen davon, daß sie die schönste Zeit der Kinderjahre mit der Sorge um saubere Kleidung belasten müssen, werden im günstigsten Falle aus ihnen aalglatte, selbstgefällige Salonmenschen hervorgehen, die alle Schärpen und Ecken des Lebens zu umgehen verstehen werden, von selbständiger Meinung bei strenger Pflichterfüllung und Unterordnung unter das Gemeinwohl wird wohl wenig bei ihnen zu finden sein! Vielleicht sehe ich zu schwarz, mer aber die Jugend lieb hat, muß sie auf diese wenigstens möglichen Folgen aufmerksam machen.

Der Schade, den ich in der Erziehung der kleinen Kinder sehe, ist ja auch nicht unheilbar. Wer kann es einer jungen Mutter verdenken, wenn sie ihren Liebling auch durch nette Kleidung auszeichnen möchte, und in ihrer Herzensseligkeit ihm manches nachsieht, was sie rügen müßte? Das zu verlangen, wäre gar zu unmenschlich, darum bleibt es aber nicht minder wahr, daß selbst bei den jüngsten Kindern die Beobachtungsgabe sehr stark entwickelt ist, besonders wenn es sich um das eigene Wohl und Wehe handelt. Sie kennen genau die Personen, bei denen sie etwas erreichen können und wenden Bitten oder Trost ganz richtig dort an, wo sie mit Erfolg damit durchzudringen vermögen, während sie sich gutwillig füllen, wenn sie einmal die Erfahrung gemacht haben, daß ihnen ihre Politik nichts nützt und Bitten, Tränen oder Schmolzen vergeblich sind. Kinder sind häufig außer dem Hause, in Begleitung einer tüchtigen Erzieherin oder energischen Kindermädchen sorgsam und artig, zeigen aber sofort ein verändertes Wesen in Gegenwart der Mutter, ja bei Gesellschaften benehmen sie sich oft besonders ungebärdig, wenn sie es einmal herausgebracht haben, daß ihnen die Mutter des peinlichen Auffehens wegen oder, um sich mehr den Gästen widmen zu können, dann leichter, als bei anderen Gelegenheiten nachgibt. Viel Schuld tragen auch die sogenannten Kinderfreunde, welche sich bei der Hausfrau beliebt zu machen versuchen, indem sie die Kinder zu sehr beachten und verwöhnen, womöglich die Tugenden in ihrer Gegenwart herausschleichen und ihre drolligen Einfälle, auch wenn sie das Ungefittete streifen, belachen. Alles das läßt sich ja wieder ausmerzen, wenn die Kinder in die etwas härtere Hand der Schule kommen, dann aber ist es die höchste Zeit, daß die Eltern bei der Erziehung ernst mitihelfen und vor allem den Respekt vor den Lehrern bei den Kindern aufrecht zu erhalten sich bemühen. Dann muß die kindliche Affenlebe der ersten Elternliebe Platz machen.

Es ist seiner Zeit in den Jahren der Unruhe viel davon in Wort und Schrift gefaselt worden, daß die Eltern ein Bestimmungsrecht bei der Schulleitung haben müßten, und es kam nach hartem Streit schließlich darauf heraus, daß den Eltern die Beaufsichtigung der Schule und die Oberherrschaft über die Lehrer zustiehe. Meiner Ansicht nach ist das der falsche Weg, der eingeschlagen werden konnte, und wenn ich auch zugebe, daß dieser oder jener Va-

liche Hebung der stehenden Bevölkerung kümmerten, bemerkte er die Hemmungen, die jeder auch unpolitischen Regsamkeit und Aufklärungsstätigkeit von den Behörden bereitet wurden. Damals wurde er zum kritischen Beobachter. Er sah, da auch bei den Arbeitern die ausgeprägtesten Züge Unbildung, Neid und Genußsucht waren, daß der soziale Sinn, der Wille zur Gemeinschaft und Nächstenhilfe, den man sonst unter Armen verhältnismäßig oft antrifft, wenig entwickelt war. Er sah das reiche Lodz, das arme Lodz, und zog Vergleiche mit den Städten und Städtchen seines Heimatlandes, erinnerte sich der Fürsorgemaßnahmen der deutschen Behörden und Stadtgemeinden für die Armen, Kranken und Invaliden und begann sich zu entsetzen vor dem Heer von hungernden Müßiggängern, unbeaufsichtigt herumlaufenden Halbirren und Kranken, vor der Armee von Bettlern und mit ekeligen Geschwüren Befallenen, die an jeder Straßenecke stehende Hände ausstreckten.

Wars nicht damals, daß ihm zum ersten Mal seit seiner Kinderzeit der Text des Liedes in den Sinn kam, das die Millionen seiner „Klassengenossen“ oft belächelt hatten und nun alle, alle singen, ob sie im Felde stehen oder daheim ihre Pflicht tun, der Text des Liedes: Deutschland, Deutschland über alles...? Ja, damals wurde er deutsch wie er es nie zuvor gewesen war.

Im Stuhl zusammengesunken, den Kopf in die Hände gestützt, dachte er weiter nach.

Sa, von jener Zeit an wußte er, wo er hin gehörte. Er trat selten in Lodz lebenden Landsleuten entgegen, wenn sie ihre Gleichgültigkeit gegen alle Kulturdinge, ihre Unwissenheit in sozialen und nationalen Dingen fälschlicherweise „Kosmopolitismus“, Weltbürgertum nannten und obendrein auf ihre „fortschrittliche Gesinnung“ stolz waren. Und ärgerte sich dann selber über seinen ausschichtslosen Eifer, der ihm ungewohnt war, ihn aber hinausjoh aus dem Dunstkreis des gesellschaftlichen Billistertums. Die andern wunderten sich und fragten ihn, was ihm denn, abgesehen von der Unsauberkeit und Unordnung, in Lodz fehle, er könne sich drüben in dem überfüllten Deutschland doch nie und nimmer „lesten“, was er sich hier „antue“. Sie, deren Liebe zu der neuen Heimat durch die Zufriedenheit des Magens und die Straffheit des Geldbeutel reaultiert wurde, konnten

ihn, der ein denkender Mensch und damit ganz unlodzerisch geworden war, nicht verstehen. Andere aber, die angedacht der Regsamkeit der Polen instinktiv fühlten, daß dem Deutschtum in Polen vielleicht bald eine Schicksalsstunde schlagen werde, verleugneten ihre deutschen Vorfäter und Väter und wurden russischer und polnischer als die Russen und Polen es sind.

Franz Brands Gesichtsausdruck wurde trüb und ernst. Von der Straße her dröhnte das schwere Rollen der Wagen, Marschschritt, Kommandoruf. Ramen Verstärkungen? War es der Rückzug? ...

O, viele der russischen Untertanen deutscher Abstammung, die an das große Reich gekettet waren mit tausend Banden, waren zusammengebrochen. Und er wußte, es wäre ungerecht, scharfes Gericht zu halten. Was ist der einzelne Menschenwille gegen das unerbittliche Schicksal, das vor mehr als hundert Jahren deutsche Männer mit Frauen und Kinder aus der engen Heimat in die weite Welt getrieben hatte? Aber dennoch! Konnten die Schwankenden und Schwachen nicht eine Stärkung finden an dem Beispiel, das die deutschen Kolonisten der näheren und weiteren Umgebung unserer Stadt gaben, bei denen er das stille, schlichte Festhalten an der Boretern Art und Sitte, den herzerfrischenden heimischen Dialekt gefunden hatte? ... Und wie mochte es ihnen draußen ergehen, den Siedlern, die, ohne mehr als die notdürftigsten russischen Brocken zu können, ein ganzes russisches Heer um ihre Hütten hatten? Was mochten sie erdulden, wenn die Russen abziehen mußten? Dieser Gedanke hatte sein Hirn gepocht in mancher dieser Schicksalsnächte, da die deutschen Kanonen vor Lodz donnernten.

Franz Brand sank müde in seinen Stuhl zurück. Aber es riß ihn wieder auf.

Der große Krieg! Sa, nun war Wirklichkeit geworden, was man vor ein paar Wochen kaum mehr zu hoffen wagte. Die deutschen Heere standen vor der Stadt und begehrten Einlaß. Endlich, endlich! Nach schweren Monaten, in denen die Bevölkerung ihrem Widerwillen gegen die Deutschen freien Lauf lassen konnte, weil die Russen, die in Friedenszeiten die Tüchtigkeit und Treue der Deutschen hochachteten, in ihre halbasiatische Wildheit zurückgesunken waren und das

friedliche Pionier- und Arbeitsdeutschtum quälten und quälen ließen auf jede erdenkliche Art... Die Reichsdeutschen, nicht nur die Militärfähigen, Frauen, Greise und Kinder, trugen nun irgendwo im Osten das traurige Los der Verschickten. Die russischen Untertanen deutscher Abstammung, deren Söhne ihr Blut für den Zaren vergießen, erduldeten verschüchtert Beaufsichtigung, Verbächtigung und tausend Unlebenswürdigkeiten. Mancher von denen, die sich „Kosmopoliten“ nannten, mußte nach dem fernen Osten, mancher, der nicht wußte wie er zu der Ehre kam und gern auf sie verzichtet hätte, wurde zum Märtyrer für die deutsche Sache, wurde gepufft und gestochen, verschickt oder gehenkt.

Franz Brand lächelte schmerzlich. Dieses furchtbare Erwachen hatte er den Lodzer Deutschen nicht gewünscht. Auch ihn, den über Fünfzigjährigen, hatte der Ausweisungsbefehl getroffen. Er aber hatte sich so gesagt, lieber in der neuen Heimat sterben als im fernen Osten ein entvölkertes Dasein fristen, ich bleibe, mögen sie mich mit Gewalt fortzuschleppen! Sie hätten es vielleicht getan, wenn sie nicht plötzlich selber fortgemußt und bei ihrer Weiberkehr an anderes zu denken gehabt hätten als an ihn...

Da wachte er nun und sah durch das Fenster hinaus in die Schicksalsnacht. Er war in Lodz geblieben, das nun bald ein deutsches Lodz sein würde... Er froh, aber sein Herz war warm. Die Schrecken der Belagerung, die Entbehrungen, der Hunger, die Kälte, alles das würde ein Ende haben... Er wollte wieder freudig und regsam werden, ein Venender im neuen Tag...

Und der Morgen kam. Der neunzehnte des Kampfes um Lodz, ein Sonntagmorgen. Franz Brand schlief ruhig und traumlos. Als er erwachte, hatte er keine Ruhe im Zimmer, es war ihm feiertäglich zu Mute. Er ging durch die Straßen und fand sie soldatenleer. Die Russen waren fort. Unter den Passanten sprach sich das Gerücht herum, vom Turme der... kirche wehe eine weiße Fahne. Und auf einmal waren auch schon deutsche Soldaten da, zehn, hundert, immer mehr...

Franz Brand steht in der ersten Reihe des friedlichen Deutschtums in Lodz, das um seine Erhaltung ringen muß, heute wie einst.

ter dem Lehrer einen Wink über die innere Veranlagung seiner Kinder geben kann, der dem Lehrer zur leichteren Beurteilung der Kinderseele hilft, so darf doch das Kind nie davon etwas merken; es darf nicht wissen, das es bei den Eltern Schutz gegen den Lehrer findet. Kleine Ungerechtigkeiten, die im Lehrfach ebenfals wie irgend wo anders im Leben mit unterlaufen, schaden weniger, als wenn man sie zu Hause vor den Kindern, anstatt sie ihnen auszureden, breitt erörtert und womöglich aufbauet. Dadurch wird dem Kinde die Unzufriedenheit und die Laubstuch anerzogen, die sich im späteren Berufs dem Vorgesetzten gegenüber äußert, und dann, sobald das wirkliche Leben mit rauher Hand zufaßt, viel unglückliche Existenzen zeitigt und manche verkrachte Laufbahn verschuldet.

Durch den Weltkrieg sind wohl viele, besonders aber ist die heranwachsende Jugend aus der Richtlinie gebracht worden. Noch sind die Wunden von den Aufstandsjahren nicht verharst, da trat das Neue heran mit seiner Ungewissheit für die Zukunft. Wenn schon der reife Mann von den Geschehnissen erschüttert wurde und schwankte, um wie viel stärker mußte der Krieg mit seinen Begleiterscheinungen auf die Jugend wirken, wo alles noch im Gären begriffen ist. Niemals war es da mehr an der Zeit, die Jugend zu stützen, ihr in ruhigen, Gott vertrauendem Ernste voranzugehen; ganz das Gegenteil kann man nur allzu häufig beobachten. Die wildesten Gerüchte wurden in Gegenwart von Kindern besprochen, und dadurch ihre Phantasie bis ins Märchenhafte gesteigert. Furcht und Kopfschütteln der Erwachsenen wurde der Jugend so deutlich vor Augen geführt, daß sie, die für Mannesmut und Helldemut naturgemäß schwärmt, für diese Schwärme nur ein Hohnlächeln oder gar Verachtung, u. z. mit Recht übrig hatte.

Das ist schlimm, viel schlimmer als sich mancher Vater das denkt, und es wird schwer halten, den väterlichen Einfluß in ruhigen Zeiten wieder ganz zur Geltung zu bringen; jetzt schon muß damit begonnen werden, die jungen Gemüter zu beruhigen und an Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Die Schule hat ihre Tore geöffnet, da sollte auch das Elternhaus mit einsehen und retten helfen, was noch zu retten ist, um der Zukunft der Kinder willen.

Vor allen Dingen müssen die Kinder von der Straße fort, was sie dort sehen und lernen ist nicht dazu angetan, ihren Geist und ihre Seele zu entwickeln. Es ist ja schwer der Jugend die ihr dringend nötige Bewegung im Freien zu verkürzen, muß es aber durchaus die Petrikauerstraße, müssen es die spätesten Abendstunden sein, die zur Erholung benutzt werden? Ich möchte den Müttern da vorzuschlagen, den Anfang mit ihren halbwüchsigen Töchtern zu machen und sie abends nach der Schummerstunde im Hause zu behalten, wohin sie doch naturgemäß gehören, ich bin überzeugt, daß auch viele der jungen Herren sich dann viel weniger erholungsbedürftig zeigen und Zerstreutungen im Lesen eines nützlichen Buches (es brauchen ja nicht gerade immer Detektiv-Romane zu sein) suchen werden. Wer den schädlichen Einfluß dieser Abendpromenaden nicht für wahr halten will, dem rate ich, sich mal Zeit zu nehmen und hinter einigen der Paare, gleichviel ob gemischten oder gleichen Geschlechts, herzugehen, er müßte blind und taub sein, wenn er nicht verschiedenes zu sehen und zu hören bekommt, was sich doch nicht so recht mit dem jugendlichen Alter der Erholungsbedürftigen vereinbaren läßt.

Ich denke, es ist nun genug darüber geschrieben, hoffentlich regt es die Leser dieser Zeilen auch an, darüber etwas nachzudenken, was zwischen den Zeiten noch gemeint sein könnte, und dort mitzuhelfen, wo Abhilfe unbedingt nötig ist; Hilfe vom Elternhause aus, denn Verordnungen der Schulobrigkeit tragen oft nur dazu bei, die Jugend zu verbittern und bleiben immer halbe Maßregeln, die leicht umgangen werden können, wenn die Eltern sich nachsichtig zeigen und den Schülern dadurch den Nacken steifen.
Ceterum censeo Britanniam esse delendam.
K. to

Lokale Angelegenheiten.

Lodzger Woche.

Ueberraschend schnell ist nun auch Bresl-Litowsk den Russen entrissen worden. Der Siegeslauf der verbündeten Heere geht weiter. Jeder Schritt, den die heldenhafte kämpfende Truppen weiter nach Osten machen, ist den Lodzger Einwohnern eine neue Bürgschaft für ihre gegenwärtige und zukünftige Sicherheit. Das sehen allmählich auch solche Leute ein, bei denen wir vor kaum einem Monat noch den „festesten Glauben an den russischen Sieg“ gefunden haben. Geschwindschritt der Zeit! Heute wagt kein Mensch, der ernst genommen werden will, mehr zu behaupten, daß die Siege der Verbündeten Augenblickserfolge sind. Die Tatsachen reden eine zu eindringliche Sprache.

Am Freitag morgen hat mancher Bewohner unserer Stadt große Augen gemacht, als er die mit schwarzen weiß-roten Fähnchen geschmückten Straßenbahnen auf den Weg gesehen hat. Denn im Frühjahr noch, als sich die Notwendigkeit herausstellte, an den Straßenbahnen deutsche Aufschriften anzubringen, hat die Direktion der Straßenbahn die alten russisch-polnischen Schilder unberührt gelassen und nur über ihnen in kunstvoller Weise eine Leiste ankleben lassen, auf der die deutsche Aufschrift ihren Platz fand, so, daß sie samt der Leiste im Handumdrehen zu entfernen gewesen wäre, wenn eine „plötzliche Notwendigkeit“ dazu vorgelegen hätte. Gegenwärtig läßt die Straßenbahngesellschaft auch die Haltestellenschilder zeitgemäß umwandeln.

Der Aufforderung gemäß beginnt man auch die russischen Firmenaufschriften zu beseitigen. Wir haben in der letzten Nummer unseres Blattes den Wunsch ausgedrückt, die Geschäftsinhaber und Ladenbesitzer möchten bei der Neuanfertigung der Firmenschilder darauf achten, daß die Schriftmaler den Grundrissen neuzeitlicher Reklamekunst und den Aufforderungen des guten Geschmacks nicht untreu werden. Wir haben auf den Uebelstand hingewiesen, daß besonders in den belebten Geschäftsstraßen die ganzen Häuserfronten mit einer Anzahl übergroßer Firmen- und Reklameschilder bedeckt sind, so daß der Beschauer und Sucher „den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht“. Unsere Anregung hat etwas später auch in den Tageszeitungen eifrige Befürwortung gefunden, es steht zu hoffen, daß es dem gemeinsamen Wirken aller an einem verschönernten Stadtbilde inter-

Der heimischen Geschäftswelt zur gest. Kenntnismahme.

Wir haben während der ersten Wochen des Bestehens der „Deutschen Post“ gelegentliche Inseratenaufträge nicht angenommen, weil wir den Inserenten nicht zumuten wollten, ihre Anzeigen in einem neugegründeten Blatt mit anfänglich naturgemäß kleinerer Auflage erscheinen zu lassen.

Jetzt sind wir in der Lage, mitteilen zu können, daß die Auflage der „Deutschen Post“ und ihre Verbreitung in Lodz und seiner Umgegend eine nachweisbar große ist.

Die „Deutsche Post“, herausgegeben von Lodzger Deutschen, die im Mittelpunkt unseres gesellschaftlichen Lebens stehen, kommt heute in die meisten alteingesessenen Familien und wird, ihres über hiesige Verhältnisse aufklärenden Inhalts wegen, auch von den neu hinzugekommenen Deutschen gelesen.

Die Wirksamkeit in ihr veröffentlichter Anzeigen kann also zugesichert werden, der Wochenblattcharakter der „Deutschen Post“ sichert den Anzeigen erhöhte und dauernde Beachtung.

Wir bitten die heimische und auswärtige Geschäftswelt, die „Deutsche Post“ mit Inseratenaufträgen zu beehren.

effizienten Kreise gelingen wird, auf den Geschmack des großen Publikums und der Herren Malermeister und ihrer tüchtigen Gehilfen einzuwirken.

Eine hiesige Zeitung weiß zu berichten, daß die Bäcker eine Vorschrift erhalten haben, nach der sie demnächst das Brot mit 15 Pfennig „pro“ Pfund zu verkaufen haben. Da die Bäcker aber mit diesem Verkaufspreis bei der Zahlung von 18 Rbl. „pro“ Sack Mehl nicht auskommen könnten, hätte sich der jüdische Bäckerverein mit einem Gesuch an das Brotkartenkomitee gewendet, auch das Mehl entsprechend billiger zu verkaufen. In der gleichen Angelegenheit soll eine Delegation der Bäckermeister-Nummer ein Gesuch an das Polizeipräsidium gerichtet haben.

Für die arme Bevölkerung unserer Stadt wäre es eine große Erleichterung, wenn eine Verbilligung des Brotes herbeigeführt würde, denn alle anderen Lebensmittel und Bedarfsartikel stehen noch immer ungebührlich hoch im Preise. So werden beispielsweise die Kartoffel, obwohl in ihnen kein Mangel ist, auch weiterhin mit 2 Mark 60 Pfennig und 3 Mark der Viertelkorze (50 deutsche Pfund) verkauft. Wir sind anscheinend dazu verurteilt, die gleichen traurigen Erfahrungen zu machen wie im vergangenen Winter. In Bürgerkreisen wird angefaßt der Rücksichtslosigkeit des Händler- und Spekulantentums der Wunsch laut, die Behörde möge die Kartoffelvorräte beschlagnahmen und zu gerechten Preisen an die Bevölkerung abgeben. Zucker und Naphtha sind ebenfalls wieder teurer geworden, bei der andauernden Zufuhr der genannten Artikel ist diese Preissteigerung wohl auch auf Mangel an untauglicheren Elementen zurückzuführen. In weiten Kreisen wird die Befürchtung gehegt, daß im kommenden Winter besonders die Kohle und Beheizungsartikel einer willkürlichen Verteuerung ausgesetzt sein werden, da man heute schon betrübliche Wahrnehmungen in dieser Hinsicht machen kann.

Vor einigen Tagen richtete jemand die Frage an uns, ob es nicht möglich sei, eine aus Bürgern der Stadt bestehende freiwillige Kontrollkommission zu bilden, welche die Klagen der Käufer über die Ueberschreitung der festgesetzten Höchstpreise entgegenzunehmen hätte und nach Feststellung des Sachverhalts die Preistreiber der Behörde zur Bestrafung nennen müßte, und auch sonst aufklärend dahin zu wirken hätte, daß Ueberschreiter der Höchstpreise von den Käufern direkt der Behörde angezeigt werden. Wir halten die Anregung, die Behörde in ihrer schwereren Aufgabe zu unterstützen und durch tätigen Protest den Schädlingen des allgemeinen Wohls das Handwerk zu legen, für beachtenswert, umso mehr als die Klagen über die Nichterhaltung der Höchstpreise ganz allgewein sind.

Sonst ist wenig zu berichten. Die Frist für die Ausstellung der Zwangspässe neigt neuerdings dem Ende zu, in der Evangeliska-, dieser in früheren Zeiten beschaulich ruhigen Straße herrscht reges Leben. Die Säumigen tun gut, sich so rasch wie möglich mit Pässen zu versehen, denn es ist immerhin möglich, daß den allzu Gleichgültigen unangenehme Schwierigkeiten erwachsen. — Von der Polizei wurden im Laufe der Woche in vielen Läden der Stadt die Patente geprüft. Es werden mehrere Ladenbesitzer die keine neuen Patente gelöst haben, zur Rechtschaffenheit gezogen. — Auch die nach der Stadt kommenden Wagen der Landleute werden einer eifrigen Durchsicht unterzogen; verschiedentlich entdeckte man, daß verdorbene Lebensmittel und — guter Spiritus eingeführt werden sollten. — Bei mehreren Geschäftseuten waren Personen erschienen, die sich als Kontrolleure des Lichtamts vorgestellt hatten, eine Befestigung der Wagen und Gewichte vorzunehmen und, wo es eben ging, Geld erpreßten. Anscheinend sind vereinzelt Geschäftsleute unserer Stadt immer noch der Meinung, daß die Kapurka auch jetzt das billigste Süßholz für die gewohnheitsmäßigen Vergehen sei. Das Lichtamt hat daraufhin die Namen seiner wirklichen Kontrolleure bekannt gegeben, die natürlich mit entsprechenden Ausweisen versehen sind.

Bei dem hiesigen Polizeipräsidium ist zur Bearbeitung der Schulangelegenheiten eine „Schulabteilung“ eingerichtet worden, der Herr Schulrat Sakobielski aus Köpenick als schultechnischer Berater zugestellt worden ist. Die neugebildete Abteilung wird die staatlichen Aufsichtsstellen über alle öffentlichen und privaten Schulen, auch über die Gymnasien und Fachschulen, in ganzen Bezirk des Polizeipräsidiums Lodz ausüben, die Organisation des Schulwesens und die Neugestaltung der Lehrpläne bearbeiten.

Der Unterricht im Deutschen Gymnasium

Ist am vergangenen Montag wieder aufgenommen worden. Der Leiter der Lehranstalt, Herr Hofrat v. Elz, hielt eine Begrüßungsansprache, deren Wortlaut bereits in den Tageszeitungen veröffentlicht worden ist. Wir halten die Unterrichtsaufnahme im Deutschen Gymnasium für bedeutungsvoll genug, um nachträglich allen Herren, die sich um sie bemüht haben, zu danken, im Namen derer, denen die Förderung unserer deutschen Jugend Herzenssache ist. Wir bedauern, daß es nicht möglich war, den Unterricht auch für die Schüler der oberen Klassen aufzunehmen, wir beugen uns der Notwendigkeit des Verzichts, ohne indeß müde zu werden, immer wieder zu bitten und zu ermahnen, so bald es irgend möglich ist, auch den fortgeschrittenen Schülern den Segen eines gründlichen Unterrichts zu verschaffen. Die „Kreise“, die für sie eingerichtet werden sollen, mögen ein guter Notbehelf sein, aber sie können die jungen Leute, die weiter lernen, vorwärtskommen wollen, nicht vor Schädigungen bewahren.

Unsere Wünsche geleiten die Tätigkeit der Herren Lehrer. Möge der Unterricht im Deutschen Gymnasium unserer Jugend segensreiche Förderung, dem künftigen Deutschland in Lodz neue Stärkung bringen.

Aus der Tätigkeit der Deputationen.

Die Schuldeputation hielt am vergangenes Freitag eine Sitzung ab. Beraten wurde über den Haushaltsplan der städtischen Volksschulen. Es steht noch nicht fest, ob in den Volksschulen bereits am 1. September oder am 1. Oktober der Unterricht aufgenommen werden kann. Der Sitzung wohnte der Referent der neugebildeten „Schulabteilung“ beim Rat. Polizeipräsidium (siehe Lodzger Woche), Herr Sakobielski bei.

Die Armendeputation hat beschlossen, für ihren Gebrauch ein Lokal im Hause an der Przejazdstraße 14 zu mieten. Am Anfang der Woche fand eine Beratung der Mitglieder der Deputation sowie der Unterdeputationen und der Armenbezirksvorsteher über die Ausarbeitung einer Geschäftsanweisung statt.

Die Finanzdeputation hat eine Biersteuerordnung ausgearbeitet, der Magistrat hat in seiner Sitzung am Donnerstag dem vorgelegten Projekt zugestimmt.

Die Forst- und Gartendeputation beauftragt, den städtischen Wald, dessen Bäume zum größten Teil gefällt worden sind, wieder aufzuforsten. Damit die Arbeit planmäßig durchgeführt wird, soll zunächst ein genauer Plan ausgearbeitet werden, nach dem die Aufzucht vorgenommen werden soll.

Kleine Notizen.

Die Rigarettensordnung für Polen, die am ersten September in Kraft treten wird, hat einige mildernde Bestimmungen erhalten. So dürfen Zigaretten mit dem in Deutschland üblichen Steuerband bis zum 15. September gehandelt werden. Zigaretten, die außer dem genannten Steuerband den Aufdruck „Russisch-Polen“ haben, dürfen ohne Einschränkung verkauft werden. Alle andern Sorten, vor allem die hier angefertigten Zigaretten werden beschlagnahmt.

Am Mittwoch, den 1. September findet im Konzertsaal an der Dziewnastraße ein Konzert statt, dessen Reingewinn wohl tätigen Zwecken zugute kommen wird. Das Protektorat der Veranstaltung haben die Herren Ortskommandant Oberleutnant v. Braunschweig und Kaiserl. Polizeipräsident v. Oppen übernommen. Auswärtige Künstlerinnen und Künstler haben ihre Mitwirkung zugesagt.

Bermischtes.

Aus der Zeit.

Beim Lesen mancher von Kriegsberichterstattern gegebenen Schilderungen des Lebens, der Zustände, der Bevölkerungs- und politischen Verhältnisse in Polen, haben wir den Kopf geschüttelt und als Entschuldigung für unsachliche und falsche Berichte nur die Eile gelten lassen, mit der das in den Berichten verarbeitete Material zusammengetragen worden ist.

Neuerdings ist in der „Boschischen Zeitung“ ein Auffa erschienen, in dem ein Herr Rogan u. a. angibt, daß Warschau keine rein polnische Stadt sei, daß vielmehr die jüdische zusammen mit der zahlreichen deutschen Bevölkerung die Mehrheit bilde, im Gegensatz zu anderen Industriezentren in Polen wie z. B. Lodz!

Man greift sich unwillkürlich an den Kopf, wenn man solcherlei Weisheiten, die noch ausdrücklich als wohl zu beachtende Tatsachen bezeichnet werden in einem großen ernst zu nehmenden Berliner Blatt liest. Es besteht ja nun kein Zweifel darüber, daß die Warschauer Polen ähnliche Berichte zu widerlegen wissen. Fühlen sich doch schon die Lodzger Polen peinlich berührt, wenn irgendwo und -wann erwähnt wird, daß Lodz nicht zuletzt durch deutschen Fleiß, deutsche Tüchtigkeit und deutsche Tatkraft zu seiner jetzigen Größe gekommen ist. Sie, welche kaum die Bevölkerungshälfte ausmachen, wenn man die jüdische und deutsche Bevölkerung zusammennimmt, und kaum zum dritten oder fünften Teil steuerkräftig sind wie Deutsche und Juden zusammen, zeigen das auffällige Bestreben, den polnischen Charakter der Stadt Lodz zu betonen. Genau so wie Herr Rogan versucht, ohne Sinn und Berechtigung Warschau zu einer jüdisch-deutschen Stadt zu stempeln.

Könnte man mit solcherlei Betonungen und Behauptungen, die nur die Gemüter aufregen, nicht warten, bis ein hoffentlich bald erfolgende Volkszählung zuverlässige Grundlagen schafft? Bei der Vornahme und Durchführung dieser Zählung müßte allerdings darauf geachtet werden, daß „Unge nauigkeiten“, wie sie bei der Ausfüllung der Hauslisten vorkamen, vermieden werden.

Briefkasten.

A. B. — Wunschgemäß an die zuständige Stelle weitergegeben.

H. — n. B. — und andere. — Wir verweisen Sie auf die Notiz „Schriftliche gegen den Lebensmittelwucher“ in der gleichen Nummer (Seite 1.)